

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 46.

Dienstag, 24. Februar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(21. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Einer nur am Kapitänstisch ist ein bißchen verstimmt und verlassen: der Doktor Heinrich Müller. Seine Preisgekrönte hat man ihm abspenstig gemacht. Sie sieht auch zu blendend aus heute abend. Eine Toilette — Donnerwetter! Heinrich Müller hat's endlich doch aus ihr herausgefragt, wer sie finanziert. Nicht etwa ein reicher Freund oder deren mehrere. Nein, das ist viel „reeller“ zugegangen. Nachdem sie den deutschen Preis errungen, hat sich ein Konzern von Varietés zusammengesetzt, um ihr die Teilnahme an der Weltkonkurrenz zu ermöglichen. Dafür mußte sie sich verpflichten, die Hälfte der Einnahmen abzutreten, die ihr in Amerika für Auftritte auf der Bauderville-Bühne zufallen würden. Bekäme sie tatsächlich den Welt-Schönheitspreis — so ist sie verpflichtet, auf sämtlichen Theatern des Konzerns so lange aufzutreten und dem Publikum ihre amerikanischen Erlebnisse zu erzählen, bis auch diese Sensation ihre Zugkraft verlieren wird. Kein Wunder also, daß sie gut herausgebracht ist. Sie hat sogar einen eigenen Impresario an Bord. Nur weiß er noch nicht, wer das eigentlich ist. Vermutlich fährt er in der zweiten Klasse mit.

Heute abend ist das Mädel zum Rasendwerden schön. Ihr Rüdenausschnitt würde die Kallipygos beschämen, ihre Arme schimmern wie die Fläche eines Opals. Sie tanzt wie eine Mänade, und ihr nimmst's niemand übel, es ist so schön anzusehen wie anzufühlen.

Kaum hat ein Tanz geendet, steht schon ein Bittender neben ihr, sich den nächsten zu sichern. Aber mit grinsender Eiferucht muß der Chemiker beobachten, daß einer der Bewerber die Schöne immer siegesgewisser mit Beschlag belegt. Ein bildschöner Junge, ein Japaner, soll bisher Attache der Kaiserlichen Botschaft in Berlin gewesen und nun in gleicher Eigenschaft nach Washington versetzt worden sein.

Jetzt ist auch sie verschwunden. Der ist ihr also reell genug, der Gelbe! Herr Müller fühlt sich nun erst völlig vereinsamt. Die Damen seines eigenen Kreises lehnen ihn immer unerbittlicher ab. Na, denn nicht. „Steward, noch 'ne Bulle!“

Natürlich ist noch ein zweiter Einsamer im Saal. Herr Schiewelbein. Ebenso natürlich ist, daß Herr Klamfsoth ihn unauffällig, aber auch unablässig beobachtet. Heute abend muß etwas geschehen. Es sieht ganz so aus, als werde die und jene Kabinentür unverschlossen bleiben. Da gilt es auf Fuchtwort und Ordnung zu halten. Jedenfalls sollen keine Solitäre vom Nachtischchen badender Grazien verschwinden.

Ja — jetzt ist es so weit. Herr Schiewelbein zählt das halbe Duzend Whisky-Sodas, mit denen er sich jedenfalls Mut zu nächtlichen Heldentaten angetrunken hat. Valentin Klamfsoth stellt sich so, daß er sein Opfer in einem der Riesenspiegel beobachten kann. Wetten, daß der p. Schiewelbein sich nicht, wie sich's gehört, unmittelbar aus dem Gesellschaftssaal zum Fahrstuhl begeben und ins E-Deck hinunterfahren wird, wo er seine Kabine hat? Er wird sich aufs Promenadendeck hinauspirschen, von draußen festzustellen versuchen, welche Kabinen erleuchtet, welche dunkel sind — dann wird er durch die Tür zum zweiten Treppenschacht in den Korridor schleichen — und wenn der Zufall ihm nicht so

günstig ist wie neulich, so wird das Schlüsselbund mit den Dietrichen in Aktion treten.

Es kommt genau so. Klamfsoth beobachtet im Spiegel, wie Herr Schiewelbein sich erhebt, einen kurzen Abschiedsblick durch den Saal tut — und zur Tür strebt. Kaum ist er verschwunden, da schießt Valentin Klamfsoth hinter ihm drein.

Aber nun entwickelt sich die Sache nicht mehr ganz programmäßig. Herr Schiewelbein hält sich nicht bei dem Studium der vom Promenadendeck einzusehenden Kabinenfenster auf. Er geht geradenwegs durch bis zum vorderen Treppenschacht, verschwindet in der Eingangstür. Valentin sieht hinterdrein, so schnell seine Behändigkeit es zuläßt, kann aber eben noch feststellen, daß Herrn Schiewelbeins Füße treppauf verschwinden, taucht hinterdrein, sieht, auf der Treppenmitte angekommen, daß sein Opfer in den Gang des A-Decks einbiegt, der zu den Luxustabinen führt — aha, aha! —, tappt hastig auf geräuschlosen Sohlen die letzten Stufen hinauf —

Der Gang ist leer. Der p. Schiewelbein hat sich in Luft aufgelöst.

Sekundenlang fühlt Klamfsoth, wie seine sorgsam gescheitelten Haare sich einzeln sträuben. Man ist ein moderner Mensch, glaubt nicht an Geisterpuk und Teufelsmächten. Im Seemann steckt trotz allem ein Stück Spötkieker.

Schon siegt der denkende Kopf über den atavistischen Rückfall der Nerven. Klar: Herr Schiewelbein ist in einer der drei Luxustabinen. Wer wohnt dort? In der ersten Frau Levisohn, in der zweiten die Sängerin, in der dritten die Preisgekrönte.

Valentin Klamfsoth schleicht zur ersten Tür, versucht vorsichtig zu öffnen. Natürlich ist sie verschlossen, die Amerikanerin tanzt ja drunten mit ihrem unzertrennlichen Freund. Da muß der Hauptschlüssel her. Versagt der, dann ist der Gauner drinnen und hat vor-sichtshalber abgeriegelt.

Leise — leise — da! Das Schloß gibt nach, die Tür öffnet sich knarrend — dunkel liegt das Wohnzimmer. Knips!, die Birnen flammen auf, alles leer. Klamfsoth schleicht auf Zehenspitzen zum Schlafzimmer, knips!, auch das ist leer, das Bett aufgeschlagen, es harret das meergrünleidene Nachttui seiner reizenden Küllung. Das Badezimmer? Knips — gleichfalls leer.

Rückzug. Fortsetzung in Kabine B. Genau das gleiche Ergebnis — nur daß hier das harrende Spitzenhemdchen schneeweiß leuchtet.

Also nun — Kabine Brömmel. Valentin fühlt, wie sein Herzschlag sekundenlang aussetzt — hier ist der Riegel ... verschlossen.

Mit zitternden Fingern läßt er das Schloß in die Ruhelage zurückgleiten — und überlegt.

Die Kabinen des A-Decks und des B-Decks haben gerade Fenster, ähnlich wie Eisenbahnabteile, und wo bei diesen können die Scheiben durch Bersten geöffnet werden.

Dieser Umstand ist für Valentin Klamfsoths Vorgehen sehr peinlich. Um eine der Luxustabinen, die ja obendrein aus drei Räumen, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Bad, bestehen, regelrecht und unentrinnbar

blockieren zu können, hätte man einen Gehilfen mitnehmen müssen. Aber der Divisor sollte niedrig gehalten werden, womöglich in der Einzahl. . . . Jetzt rächt sich diese Sparjamkeit. Der p. Schiewelbein kann, obwohl der Verfolger ihm auf den Hacken ist, in aller Gemütsruhe nehmen, was ihm unter den Schößen der Dame Frömmel behaltenswert erscheint. Dann klettert er zum Fenster hinaus aufs Bootsdeck — und wenn er vorsichtig genug ist, sich nicht just in diesem Augenblick von einem zufällig Vorübergehenden erwischen zu lassen — es ist schon nach Mitternacht! —, so kann er seinen Beutezug als harmloser Spaziergänger beenden — derweil Valentin Klamsoth die verriegelte Tür bewacht. Der Meisterdetektiv in spe könnte sich prügeln im Gefühl seiner Ohnmacht. Jetzt hat er den Fuß in der Falle — nur daß sie nicht fugendicht ist. . . .

Um wenigstens ein Äußerstes zu versuchen, schließt er leise ab und läßt den Hauptschlüssel stecken. Nun kann der Dieb, wenn er von innen den Riegel zurückzieht, wenigstens das Schloß nicht öffnen. . . . Klamsoth schleicht hastig und eilig bis zum Haupttreppenhaus zurück, tritt auf das Bootsdeck hinaus — die drei Fenster der Luzustabine C sind ordnungsmäßig geschlossen, die Rollläden aufgezogen, durch die Lustrihen fällt kein Lichtschimmer. Also durchs Fenster kann p. Schiewelbein nicht entwischt sein. Entweder ist er noch drinnen, hat vielleicht den leisen Schritt des Verfolgers, das Öffnen und Schließen des Türschlosses bemerkt und hält sich einstweilen im Dunkeln — oder er ist überhaupt nie drinnen gewesen — an der Kabine C ebenso vorübergegangen wie an A und B. . . .

Doch sieh!, in diesem Augenblick blüht hinter der Jalousie des Schlafzimmers das Licht auf. Valentins Herz beginnt aufs neue zu hämmern, die Gedanken arbeiten fieberhaft. Wie ein witternder Jagdhund belauert er die millimeterbreiten Lichtbänder, die zwischen den schräggestellten Blenden des Fensterladens durchschimmern. Das Wild ist gestellt — wenn es entweichen will, muß es durch eines der Fenster ausbrechen.

Minuten um Minuten verrinnen. Kein Laut zu hören als das Windes- und Wogenbrausen.

Valentin fühlt, wie das Jagdfeuer seinen Nacken mit kaltem Schweiß überzieht. Minuten um Minuten.

Da — schau! — Das Licht erlischt. Die Scheibe des Schlafzimmersfensters wird behutsam niedergelassen. Jetzt auch der Holzrahmen. . . . Im Fenster der Schattenriß eines Mannes. . . .

Im Nu ist Klamsoth in der Tür zum Treppenschacht verwunden — blinzelt nur vorsichtig um die Ecke. . . . sieht, wie ein Kopf aus dem Fensterrahmen sich vorschiebt. . . . Jetzt tastet sich ein Bein über die Brüstung — das zweite — die ganze Gestalt schiebt sich nach. In derselben Sekunde springt Klamsoth vor, packt mit eisernem Griff den Ausbrecher im Nacken. Der Überumpelte stößt einen erstickten Schreckenslaut aus — in der zweiten Sekunde fühlt Valentin seinen zupackenden Arm vor zwei tigerhaft sich eintrallenden Händen umklammert, nach außen überdreht, alle Gelenke knackend in rasendem Schmerz, ihm ist, als würde der Arm aus der Pfanne gerissen, sein ganzer Körper in kreiselnder Drehung um seine Achse gewirbelt, er stürzt zu Boden, seine Sinne sehen aus.

Wie er sich, an allen Gliedern wie gebrochen, wieder zusammenfindet, der rechte Arm baumelt kraftlos von der Schulter — da weht ihm irgendwoher in den dröhnenden Schäl des Wort Jiu-Jitsu. . . .

Das bejammernswerte Opfer seines Pflichteifers richtet sich höhnend auf. Da — eine Beobachtung, die Herrn Klamsoth betäubt: das Fenster, durch das der Verfolgte ausbrach — ist — von innen — geschlossen worden. . . . Der hölzerne Laden ist aufgezogen. Von drinnen kein Lichtschimmer.

Da gibt's nur eine Lösung — Fräulein Frömmel hat Schiewelbeins Besuch erwartet — und — empfangen. . . .

Sim — ihre Sache. . . . Nur, daß Herr Schiewelbein der letzte gewesen wäre, mit dem man sie in Verdacht gehabt hätte.

Wetter! Das ist ja ein Junge allerschwersten Kalibers. . . . Zu Angriff und Verteidigung gleich glänzend ausgerüstet. . . . Dietrichbündel und Jiu-Jitsu. . . .

Er ist entwischt. Und nicht einmal einen Schatten des Beweises hat man in der Hand gegen ihn. . . . außer dem Zeugnis seiner — Freundin. . . .

Und die — darf man nicht stellen. Sonst wäre der Skandal da.

Was tun? Nun, zunächst mal den Hauptschlüssel wieder an sich nehmen, hat ja nun seinen Zweck — erreicht oder verfehlt, wie man's nehmen will.

Berflucht!! Hätt' ich doch meine Finger aus der Geschichte gelassen! Wenn nur der Arm wieder gebrauchsfähig wird. . . .

Mit der heißen Linken zieht Klamsoth den Schlüssel vorsichtig aus dem Loch — schleppt sich vor Schmerzen fast ohnmächtig in seine Koje.

12.

Der Tag des Konzerts bricht an mit allen Herrlichkeiten eines verfrühten Sommermorgens. Es ist sehr schwül, der zirkusüberflockte Himmel, die träge sich deh nende Meeresfläche rinnen in eine einzige silberdunstige Aura zusammen.

Im Gesellschaftsraum wird eifrig probiert. Die Neugierigen, die sich's nicht versagen können, durch die Scheiben zu spähen, sehen drei glühende Menschen um den Flügel. Dieser merkwürdige Geiger mit den dunklen Wadensträhnen und der Scherbe im Auge, bisher ein unscheinbares Nädchen im Riesenapparat des Großschiffs, darf nun, Kollegen unter Kollegen, mit den beiden Prominenten zusammenarbeiten. Das bereits ausgehängte Programm, das die großen Namen Ellen Winterfeld und Ignaz Richter aufwies, ist durch ein neues ersetzt worden. Es bringt als dritten Vortragenden einen gänzlich unbekannten Dimitri Wassiljewitsch Twardowski, der ein Rondo capriccioso von Saint-Saëns, eine Berceuse von Chopin und — allgemeines Entzücken! — zum zweiten Male die Kreuzer-Sonate vortragen wird — diesmal aber am Klavier — Ignaz Richter —!

Man sieht es dem jungen Russen an: er glaubt zu träumen. Oft fährt er sich heimlich mit der schmalen, neroßen Hand über die Stirn. Er, der ehemalige zaristische Offizier, der sich nach seiner Flucht vor den Bolschewiken zehn Jahre lang als Kaffeehaus-Musikant nur eben vor dem Verhungern retten konnte — der aus dem immer mehr sich verengenden deutschen Leben in die glücklicheren Gefilde Amerikas flüchten wollte. . . . ist er das noch, den nun der gefeiertste Großmeister des deutschen Musiklebens wie einen Gleichberechtigten neben sich wirken läßt?!

Sogar als die Probe zu Ende ist, darf er mit dem berühmten Junstgenossen und der Gattin des amerikanischen Kunstmäzen das Promenadendeck entlangschlendern, von allen Fahrgästen angestaunt. Derweil müssen seine wirklichen Kollegen sich in Borduniform mit Blech- und Holzgetute verdient machen.

„Mein lieber Twardowski“, jagte der große Ignaz, „ich behalte Sie selbstverständlich. Ich mache an der Oper ein Pult für Sie frei.“

Ist so viel Glück vorstellbar?

Es gibt offensichtlich heute viele Glückliche an Bord. Die verhexte Ball- und Mondnacht scheint allerlei ungeahnte Erfüllung gebracht zu haben. Die grelle Sommerschwüle trägt das ihre dazu bei, die Menschen toll zu machen. Überall ist ein Geschäkel, Gelächter, Augengeplänkel — die Müden, Blasierten, Ruhebedürftigen, die Sittsamen bekommen viel Stoff zu mißvergnügter Kritik, mißgünstiger Empörung, hämischem Getuschel.

Was kümmert's die, die sich gefunden haben? Sie nützen die Stunde, das allzu kurze Beisammensein. Die „Chicago“ hat glatte Fahrt, bald ist alles zu Ende.

Von diesem nahen Ende zu sprechen, scheint verboten zu sein. Wenn man zu zweit ist und genau weiß, bald trennen sich die Wege und die Schicksale — dann tut man am besten, von der Zukunft nicht zu reden.

(Fortsetzung folgt.)